

publication PN°1
Bibliothek der Provinz

Marion Jerschowa
DU MUSST VERSTEHEN. Eine Kriegsehe
Roman

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978 3 85252 818 2

© Verlag *publication PN*°1 Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

printed in Austria by Janetschek, A-3860 Heidenreichstein

Marion Jerschowa

DU MUSST VERSTEHEN

Eine Kriegsehe

Roman

(I)

*Man kann die Augen vor der
Wirklichkeit verschließen, nicht
aber vor der Erinnerung*

aus Sophies Tagebuch

So ist das also, wenn die Schwerkraft siegt. Das Meer dein nasses Grab. Aber noch bist du wach. Noch verzehrt dich der Durst, das Salz auf der Zunge. Du ringst nach Luft. Schlägst um dich. Siehst, wie die Welt aus den Fugen gerät. Alles vermischt: Himmel und Erde, Heute und Gestern, Wachen und Traum und die Erleichterung, wenn der Schmerz nachläßt. Wie er lacht, der goldrote Fisch! Nein, mein Freund, noch ist es nicht soweit.

Mit letzter Kraft wirft der vom Himmel Gefallene sein zeretztes Segel in den Wind. Jetzt ist es vibrierender Stahl, der ihn trägt, und ein frisch geölter Motor, luftgekühlt und sechshundert Pferde stark. Juhu, meine Ju! Fliegen, diese nie zu stillende Lust! Er reißt am Knüppel, kippt nach hinten, schießt nach oben. Die Luft wird dünn, das Blut pocht, der Motor stottert. Er nimmt das Gas weg, läßt sich rücklings in die Tiefe fallen. Alles dreht sich, trudelnd folgt er den fliehenden, ziehenden Kräften. Die Erde eine kreisende Scheibe. Unten laufen die Menschen auseinander. Schaut euch diesen Wahnsinnigen an, gleich wird es krachen ... Ach, ihr kennt unseren Vogelmenschen nicht! Kurz vor dem Boden fängt er ab, holt mit unsichtbarem Flügelschlag Schwung, zieht knapp über den Köpfen hinweg.

Wenn Daedalus das sähe! Was fällt dir ein?! würde er brüllen. Wie oft muß ich dir sagen, daß ein Flieger keine eigenmächtigen Bravourstücke machen darf. Das ist ein sondergenehmigter Streckenflug und kein Kunstflug, kapiert! ... Du kannst mich, lacht der Vogelmensch und wälzt sich im Licht. Rechtsherum, linksherum, Rolle gerissen,

Rolle geflogen, dann malt er Achter, Fächer, Korkenzieher und all die anderen Figuren aus dem Lehrbuch ins Blaue und verabschiedet sich mit einer eleganten Pirouette. Faul liegt er nun auf dem Rücken, die Arme weit von sich gestreckt. Was für ein Gefühl, Freunde, was für ein Gefühl! Alles verkehrt herum – der Himmel unten, die Erde oben, und du ein Gott! Was für ein Gefühl!

Jetzt, wo es so eng geworden ist im Leben des alten Fliegers, wird ihm die Welt auf einmal wieder weit. Er spürt das Zittern im Rumpf, den Schweiß unter den Achseln und den scharfen Fahrtwind, der durch die Ritzen dringt. Über die zerkratzte Scheibe fließt goldenes Licht. Seine Ohren sind taub vom Motorenlärm, die Füße steif, doch im Kopf, da ist er hellwach. Er zählt die Minuten und die Kilometer, die ihm noch verbleiben – verblieben damals, bis, ja bis ...

Wirkt das Morphinum endlich? ... Wer spricht von Morphinum? Das ist der Höhenrausch, versteht ihr, der Sauerstoffmangel da oben. Die Kanzel undicht, die Maske defekt. Wir hatten doch keine Geräte mehr ...

Ein Handgriff, eine Drehung, und die Maschine liegt wieder gerade. Er kneift die Augen zusammen, kontrolliert die Instrumente: Höhe, Geschwindigkeit, Treibstoff, Position – Position? Ach, wozu all die Koordinaten, Peilmeßgeräte, Skalen und künstlichen Horizonte, wozu hat der Mensch Augen im Kopf? Er zieht sich die Brille zurecht, löst den Gurt, klappt das Seitenfenster hoch und steckt den Kopf hinaus. Sophiechen, ich komme! schreit er in den Wind. Unter ihm ziehen die bunten Felder des beginnenden Sommers durch. Die Erde ein Schachbrett mit viel zu kleinen Figuren. Hier ein Häuschen, dort ein Türmchen, und am Horizont steigen bauschige Wölkchen auf. Dort ist wohl eine Spielzeugeisenbahn unterwegs.

Wenn nur der Durst nicht wäre! Hört ihn denn keiner? Doch. Jemand zwingt ihm einen Becherrand zwischen die Lippen. Das tut gut. Der alte Mann schlägt die Augen auf und braucht eine Weile, bis er zu sich kommt. Seine Stimme will ihm nicht gleich gehorchen. Nach einigen Anläufen bringt er aber doch einen Satz zustande: Hat jemand angerufen?

Die Frau, die ihm den Becher reicht, nickt. Das Museum, erwidert sie.

Sie wissen es also? – Ja. – Und sonst? – Melanie. Sie hat versprochen, so bald wie möglich zu kommen, auch die Kinder werden kommen. – Noch jemand? – Eigentlich nicht. – Wirklich niemand sonst? Das Telefon hat doch so oft geläutet. – Ach, das war nur für Sophie.

Für Sophie, natürlich, wie könnte es anders sein ... Denkt er oder spricht er? Er weiß es nicht. Er weiß nur, alles ist ihr wichtiger als er. Nicht einmal jetzt kann sie Rücksicht nehmen. Wo bleibt sie überhaupt so lange? Begreift sie denn nicht? Ständig schickt sie ihm fremde Leute ans Bett, statt selber zu kommen. Es gibt doch noch so vieles zu besprechen!

Die Stimme der Schwägerin: Brauchst du noch etwas? Er schüttelt den Kopf. Die Schwägerin zupft seine Decke zurecht und streicht ihm über die Stirn. Gut, sagt sie. Dann gehe ich jetzt mit Lisa in die Stadt, du weißt ja. In etwa zwei Stunden sind wir zurück. Hier ist die Klingel, falls du etwas brauchst. Sophie ist unten. Sie unterhält sich noch mit dem Arzt.

Und wieder ist er allein mit seinen stummen Freunden. Man hat ihm das Aquarium auf die Truhe neben dem Bett gestellt, damit er die Fische besser beobachten kann. Sachte wogt der Farn, von aufsteigenden Luftbläschen in Unruhe versetzt. Ab und zu blinkt eine Flosse auf. Ein friedliches Bild, das täuscht, denn in Wahrheit herrscht in der lichtdurchfluteten Dschungellandschaft hinter dem Glas ein beinhardter Überlebenskampf. Die Schnecken haben schon wieder überhandgenommen, stellt er fest. Man sollte sie schnellstens entfernen. Ach, was sollte man nicht alles ...

Sein Blick wandert durch den Raum, der hell ist von einer bleichen Februarsonne, heftet sich an die merklich gelichtete Bücherwand, stutzt. Jetzt ist die Erinnerung wieder da: Stimmt, die ganze Fachliteratur hat er sogar eigenhändig dem Museum übergeben, zusammen mit einem Teil seiner privaten Käfersammlung, den Rest hat er den Schwägerinnen anvertraut. Wenigstens diese Sorge ist er los. Trotzdem gibt es noch vieles zu erledigen, die Sichtung

der diversen Unterlagen vor allem. Außerdem steht nach wie vor nicht fest, was mit den Diaschachteln geschehen soll. Weder die Kinder noch die Enkelkinder haben sonderliches Interesse daran bekundet, obwohl sie doch wissen müßten, daß die Bilder von den abenteuerlichen Urlaubsfahrten bald historischen Wert haben werden. Heutzutage bewegt sich doch alles nur mehr auf erprobten Trampelpfaden, die von Reisebüros vorgeschlagen werden. Aber damals, ja, da konnte man noch Pionier sein.

Xaver seufzt. Allein, wenn er daran denkt, wieviele Stunden seines Lebens er damit zugebracht hat, die Negative zu rahmen, zu beschriften, zu numerieren, zu katalogisieren, sie ein- und umzuordnen! Sogar jetzt wäre er noch in der Lage, in kürzester Zeit ein bestimmtes Bild herauszusuchen. Seine Frau hat sich immer mokiert über sein Hobby, sie betrachtete es als Zeitverschwendung und fand die Vorführungen im Freundeskreis langweilig. Doch war der Projektionsapparat einmal in Stellung gebracht, kam sie angesichts der vielen Erinnerungen meist so in Fahrt, daß sie ihm mit ihren phantasiereichen Ausschmückungen ständig ins Wort fiel. Da wurde aus einem Umweg gleich eine Odyssee, und aus ein paar Windstößen ein Sturm, der das Zelt davonwehte, und natürlich war es immer seine Schuld gewesen, wenn etwas schiefgegangen war. Richtig lächerlich hatte sie ihn dabei oft gemacht. Das eine muß er allerdings zugeben, ganz so harmlos waren die Unternehmungen auch wieder nicht gewesen. So manche Irrfahrt endete im Nichts, von Schlangen und Skorpionen, verdorbenen Lebensmitteln, Durchfällen und dubiosen Begegnungen gar nicht zu reden.

Sophies spitze Zunge war etwas, mit dem er sein Leben lang nicht fertig geworden war. Er hatte sich damit getröstet, daß dies eben das Los der Männer sei und Sophie darüber hinaus eine Frau, die aufgrund ihrer eingeschränkten Mobilität besondere Nachsicht verdiene. Unterm Strich kam ja doch eine gute Ehe heraus. Was bleibt, dachte er, das sind die Momentaufnahmen des Glücks. Nicht die in den Schachteln dort oben, sondern die, die außer dir niemand sieht. Eine gute Fee hat sie belichtet und irgendwo in deinem Hinterkopf zum Abruf aufbewahrt.

Nein, er darf nicht klagen. Alles schien am Ende nach dem Krieg: das Ansehen, die Ehe, die Existenz, doch wie ein Phönix hat er sich aus der Asche erhoben. Vom trüben Museumskeller hat er sich hochgedient bis in die Direktionsetage. Die Sammelleidenschaft als Beruf, die Anerkennung, die Reisen, die Pension. Es waren noch gute Jahre, obwohl alles immer beschwerlicher wurde – er mit seinen beiden künstlichen Hüften, dazu Sophies zunehmende Hinfälligkeit. Seine Hobbies halfen ihm darüber hinweg, ob Photographie, Gemüsezuht oder die subtile Jagd auf Wanderungen und Reisen. Er kam gar nicht mehr nach, die Ausbeute aufzuarbeiten, die vielen, vielen Giftfläschchen mit Insekten aller Art. Erst der Herzinfarkt machte es möglich, den Inhalt zu bestimmen und zu präparieren. Mit einem Schlag war sein Aktionsradius auf Haus und Garten beschränkt, und so verbrachte er die meiste Zeit des Tages an seinem Schreibtisch über dem Mikroskop. Sieben Jahre waren ihm noch geschenkt. In den letzten Monaten ging es steil bergab – Schwächeanfälle, Operationen, Komplikationen, Schmerzen. Und jetzt also das Morphinum.

Jedesmal, wenn er aus seinem Dämmerzustand erwacht und die Schmerzen wiederkommen, ist sein erster Gedanke: Was, noch immer nicht vorbei mit mir? Was soll das? Warum lassen sie mich nicht sterben, diese Folterknechte der Medizin? Sogar schriftlich hat er ihnen seinen Todeswunsch gegeben, seinerzeit, als er noch den Stift halten konnte. Sie aber haben ihm nur weiterhin die Haut zerstoehen mit ihren Spritzen und bedauernd mit den Achseln gezuckt. Sie seien Ärzte und keine Mörder, haben sie gesagt.

Ihre verdammte Ethik! Dabei dauert ihnen sein Sterben ohnehin schon viel zu lang, das ist ihm nicht entgangen. Auch seiner Familie dauert es schon viel zu lang, er weiß es, er spürt es. Und er kann es ihnen nachfühlen. Irgendwann nützt sich jedes Mitgefühl ab. Ein Lebender will leben, und nicht ständig den Tod vor Augen haben. Wenn sie nur ein wenig taktvoller wären! Sie haben ja keine Ahnung, wie hellhörig die Wände sind. Beinahe jedes Wort hört man

herauf, von Sophies aufreizendem Gelächter gar nicht zu reden.

Xaver unterbricht seinen Gedankengang und lauscht. Nein, nichts zu hören im Augenblick, außer einer männlichen Stimme. Gebrochenes Englisch: Unfortunately I cannot understand you ... Gleich darauf Sophies unterdrücktes Lachen, dann korrigiert sie geduldig, wohl schon zum x-ten Mal: Das heißt nicht unfortunately, sondern unfortunately! Hartnäckig wiederholt er: Unfortunately I cannot understand you ...

Unverkennbar Alex, der pensionierte Hausarzt. Auf seine alten Tage läßt sich der sein Schulenglisch noch von Sophie aufpolieren, weil er mit seiner neuen Lebensgefährtin nach Amerika fliegen möchte. Aber wie es scheint, wird er wohl nie über die primitivsten Sätze hinauskommen. Er, Xaver, ist zwar auch kein Sprachgenie, aber so begriffsstutzig ist er noch lange nicht.

Alex ist einer von den drei Ärzten, die Sophie für ihn engagiert hat. Er nimmt sich wenigstens Zeit und spricht wie ein vernünftiger Mensch mit ihm. Die beiden anderen tun nur ihre Pflicht. Der eine hat es immer so eilig, daß er nicht einmal seinen Mantel ablegt, denn entweder ist er auf dem Weg in die Ordination oder er redet sich auf seinen Hund aus, der im Auto auf ihn wartet. Hektisch knallt er ihm die Spritze in den Schenkel und ist auch schon wieder draußen. Der zweite hat wiederum nur seine Pferde im Kopf, denn er ist ein passionierter Reiter. Während er Xaver verarztet, schwärmt er ihm vom Morgenritt im Pulverschnee vor.

Die einen halten dich am Leben, und die anderen bringen dich noch vor der Zeit unter die Erde, schießt es ihm durch den Kopf. Ihm fällt die Szene wieder ein, die sich am Vormittag an seinem Bett abgespielt hat. Er war eben wieder weggedämmert, da vernahm er Gewispere im Raum, einen monotonen Gebetston wie in einer Kirche. Bin ich schon tot? dachte er, beschloß aber dann, daß dies nicht sein konnte, weil das Wispern von fremdartigen Zischlauten durchsetzt war. Er verstand kein Wort. Mühsam zwängte er die Augen auf. Erst sah er nur ein schwarzes Schemen,

doch dann erkannte er darin Mira, die serbische Haushalts-
hilfe, mit einem aufgeschlagenen Buch auf dem Schoß,
offenbar die Bibel. Jesus Maria! rief sie, als sie seinen auf sie
gerichteten Blick bemerkte. Jesus Maria! Sie ließ das Buch
fallen und bekreuzigte sich im Aufspringen hastig.

Angespannt lauscht er auf jeden Schritt, jede neue Stimme
im Haus. Alexandra? ... Nein, und selbst wenn sie es wäre,
er hätte nicht gewußt, was er ihr noch sagen sollte. Zu
spät ... Aber hoffentlich kommt Melanie, er hätte ihr gerne
alles noch einmal genau erklärt, damit sie ihre Mutter besser
versteht und sich auch entsprechend um sie kümmert. Ach,
Sophie, wo bleibst du so lange?

So viel Ungetanes, Ungesagtes! Kann ihn denn wirklich
niemand freisprechen? Er hat sie doch geliebt! Hat sie es
wirklich nicht gemerkt? Was haben sie nicht alles durch-
gestanden, erst den Krieg, und dann die schwere Zeit da-
nach. Aber gemeinsam haben sie es geschafft – die erste
Stelle, die erste Wohnung, das erste Auto, die ersten Rei-
sen ... Weißt du noch, Sophie, die haben wir mit der Bei-
wagenmaschine gemacht. Anfang der fünfziger Jahre war
das, als das Wirtschaftswunder den Leuten den Kopf ver-
drehte. Heute würde man darüber lachen, mit welcher Be-
geisterung wir uns über die staubigen Landstraßen quälten.
Alexandra hinten auf dem Soziussitz, du mit Melanie im
Beiwagen. Wie ein holländischer Pantoffel sah der aus. Wir
schenkten uns nichts. Keine Paßstrecke war uns zu steil,
kein Nachtlager zu ausgesetzt. Die Ausrüstung bestand aus
einer Zeltplane, einem Petroleumkocher, Blechgeschirr und
nur dem Allernötigsten an persönlichen Sachen, nicht zu
vergessen die Luftmatratzen, die damals noch geradezu ein
Luxus waren und regelmäßig über Nacht ihren Geist aus-
hauchten.

Erst kürzlich hat ihm Lisa die alten Photoalben mit
den Schwarzweißaufnahmen herausgesucht – Kathedralen,
Ruinen, Marktplätze, Zeltplätze, Parkplätze, mit oder ohne
Familie. Sophie meist in aufrechter Haltung, ihren Stock
schamhaft in den Rockfalten versteckt, und nur manchmal,
wenn man sie in den unmöglichsten Verrenkungen vor dem
Flutterzelt sitzen sah, bekam man eine Ahnung, daß etwas

mit ihr nicht in Ordnung war. Auf den Fahrten gab es kaum Probleme in dieser Hinsicht. Sie war nur etwas langsamer, schwerfälliger. Setzte ein tapferes Lächeln auf, wenn es ihr zuviel wurde, oder schimpfte sich ihre Verzweiflung von der Seele. Er durchschaute sie natürlich und bedauerte sie, obwohl er sich nichts anmerken ließ. Alte Soldatengewohnheit. Bei Regen hörte sich der Spaß aber auch für ihn auf. Von allen Seiten troff, rann und plätscherte es, da nützte kein Regenmantel und keine Abdeckung, die Räder waren schlammverklebt, der Beiwagen eine Wassertonne ohne Abfluß. Sophie saß mit leidender Miene darin, und das Etappenziel lag in unerreichbarer Ferne.

Wo immer sie halt machten, gab es dasselbe Staunen, was da alles aus dieser knatternden Konservenbüchse zum Vorschein kam. Erst schwang sich Alexandra vom Rücksitz, dann hob er, verschwitzt und zerzaust, ein kleines Mädchen aus dem Beiwagen, gleich darauf seine Frau, und schließlich Unmengen von Gepäck. Und während er die Zeltplane entfaltete, Schnüre entwirrte, Stäbe zusammensetzte, während Alexandra und Melanie die Luftmatratzen aufbliesen, hantierte Sophie geschickt mit dem kleinen Spirituskocher.

Mit den Jahren verbesserte sich der Komfort. Ein Auto wurde angeschafft, weitere folgten. Das höchste der Gefühle war schließlich der Campingbus. Damit eröffneten sich völlig neue Perspektiven. Bis ins Innere der Wüste führte sie die Abenteuerlust. Dort ging ihr alter Traum in Erfüllung. Und alles war wieder gut.

Wenn ihn jemand gefragt hätte, welches denn der glücklichste Tag in seinem Leben gewesen sei, was hätte er gesagt? Sein Hochzeitstag natürlich, genauer gesagt, der Tag davor, als er seine sechshundert Rosse über den Himmel hetzte, um seine Braut zum Altar zu führen. Fünf Jahre hatte es gedauert, bis es so weit war fünf lange Jahre ...

Sie war noch keine achtzehn gewesen, er bereits fünfundzwanzig, als sie sich kennenlernten. Dabei hatte er doch gar nicht auf diesen Ball gehen wollen! Er konnte diese gesellschaftlichen Ereignisse nicht leiden, bei denen sich ehr-

geizige Mütter für ihre schwachbrüstigen Töchter eine gute Partie erhofften. Mit Argusaugen nahmen sie jedes Mannsbild aufs Korn. Er fand es jedenfalls unter seiner Würde, dazumischen. Doch der Befehl war ein militärischer, er kam vom Oberst Verderber höchstpersönlich, dem konnte man sich schwerlich widersetzen. Was er damals nicht wußte – Sophie hatte die Sache eigenhändig eingefädelt. Sie war einfach in die Militärakademie spaziert und hatte den ersten Adjutanten angesprochen. Die Klosterschule benötigte dringend ein paar Kavaliers für die Eröffnung ...

Xaver war wütend. Ach, hab dich nicht so, redeten ihm die Kameraden zu. Wer wird sich denn gleich einkochen lassen? Mach dir ein paar schöne Stunden ... Es half nichts, er mußte dorthin. Damit nicht genug, die Damen bestanden auch noch auf einem privaten Kränzchen, um die Tanzpartner schon im voraus zu testen, sie hatten natürlich Angst vor der eigenen Courage bekommen. Na denn, dachte er, und begab sich zur angegebenen Adresse.

Ein verrauchter Salon. Schemenhafte Gesichter, lächerliches Gehopse. Das Grammophon quälte sich einen Foxtrott ab. Erleichtert stellte er fest, daß die Paare komplett waren, seine Anwesenheit also überflüssig. Schon suchte er nach einem Vorwand, um den Rückzug nicht allzu unhöflich erscheinen zu lassen, da schoß plötzlich eine aufgeregte junge Dame auf ihn zu: Sie schickt mir der Himmel! Meine Freundin hat mir nämlich den Partner ausgespannt!

Ehe er noch begriff, wie ihm geschah, hatte sie sich schon bei ihm eingehängt und ihn ins Gewühl gezogen. Eine Weile stiegen sie einander stumm auf die Füße. Ihre koketten Augenaufschläge machten ihn zunehmend nervös. Lachte sie ihn an oder lachte sie ihn aus? Nein, er würde sich nicht um den Finger wickeln lassen! Das feine Fräulein sah ohnehin nicht so aus, als würde es mit ihm ein hartes Matratzenlager auf einer Skihütte teilen wollen, dafür schien ihm diese Maria von neulich viel geeigneter, außerdem ... Zu spät, es gab kein Außerdem mehr, nur diese Augen, die ihn so vielversprechend anblinzelten.

Und es kam, wie es kommen mußte. Er, für den das Tanzen immer eine Qual war, entdeckte plötzlich seine

Leidenschaft für Englischen Walzer, Foxtrott und Tango und fieberte voll Ungeduld dem Kränzchen entgegen. Danach wurde es noch schlimmer. Er hatte nur mehr diese Augenaufschläge im Kopf. Sie überstrahlten seinen tristen Kasernenalltag und raubten ihm nachts den Schlaf.

Er wurde nicht klug aus ihr. Eine echte Zwillingส์gebo-rene, sagte er sich, nicht auf eine klare Linie zu bringen! Einerseits die verheißungsvollen Andeutungen, andererseits die ewigen Ausflüchte, wenn er versuchte, das Geplänkel auf die Ebene einer ernsten Aussprache zu heben. Mit lockeren Sprüchen flüchtete sie sich ins Unverbindliche, Kameradschaftliche oder sie verschanzte sich hinter ihren Freundinnen. Das alles machte ihn rasend. Gut, sie war noch ein halbes Kind, aber so ein Kind auch wieder nicht mehr, um nicht zu begreifen, worauf es hinausläuft, wenn man einem Mann, der Feuer gefangen hat, auf der Nase herum-tanzt.

O, diese Eifersucht! Was sollte ihr Verhalten? War es wirklich nur die allzu moralische Erziehung jener Zeit? Sie könne das ihren Eltern nicht antun, meinte sie, wenn er mit unbeholfenen Worten versuchte, klare Verhältnisse zu schaffen. Außerdem fühle sie sich noch nicht reif genug für eine feste Bindung ... Zum Kuckuck, begriff sie denn nicht, was es für einen Mann bedeutete, sich immer mit Halbheiten zufriedengeben zu müssen? Wie lange sollte das noch so weitergehen?

Es ging, trotz allem, weiter, denn die neckischen Bot-schaften hörten nicht auf, Briefchen in der Art: *Sehr geehrter Herr Treulos! Ich habe Gewissensbisse, weil ich am Samstag nicht kommen konnte, und was machen Sie? Lassen mich einfach sitzen ohne jede Erklärung. Das ist schon ein starkes Stück! Haben Sie vielleicht die Kirchen verwechselt, und bei der evangelischen, statt bei der katholischen gewartet? Also, streuen Sie Asche auf Ihr Haupt und warten Sie am Mittwoch, also morgen, um fünf Uhr bei der Klosterkirche auf mich. Wenn Sie nicht kommen können, ersuche ich, dies Ihrem Freund Lutz mitzuteilen, denn der geht um drei Uhr mit der Trude ins Kino, und auf dem Weg dorthin kann er es mir noch ausrichten. Also, seien Sie pünktlich, sonst rede ich kein Wort mehr mit Ihnen. Ihr ergebenstes Schreckgespenst S.*

Wie oft hatten sie Schluß gemacht. Und wäre Sophies Mutter nicht gewesen, die sich immer wieder schlichtend dazwischenwarf, sie hätten sich wohl endgültig getrennt. Auch wenn er für ihre Eltern anfänglich nicht als Schwiegersohn in Frage kam (nicht nur der Altersunterschied machte ihnen Sorgen, sondern auch seine materielle Situation), so standen sie doch ganz auf seiner Seite. Obwohl selbst in ärmlichen Verhältnissen lebend, legten sie immer noch Wert auf einen standesgemäßen Umgang ihrer ältesten Tochter. Der Vater, ein einstmals angesehener Mühlenbesitzer, hatte durch Fehlspekulationen alles verloren – Mühle, Haus, Ersparnisse. Im Magazin einer aufgelassenen Fabrik hatte die Großfamilie eine Bleibe gefunden.

Trotz aller Turbulenzen, die sich aus der räumlichen Enge ergaben, lag nach wie vor ein Hauch von Noblesse über der Familie, vom Umgangston bis zu den Tischsitten. Strenge Blicke, wenn man sich danebenbenahm. Gegenseitiger Respekt. Und, was Xaver neu war, eine Herzlichkeit, die jeden einschloß, der dieses Haus betrat. Er fühlte sich unendlich wohl darin. Der Begriff Familie war ihm bis dahin fremd gewesen. Da wurde gelästert, gelacht, gefeiert und gestritten, doch im Unglück, da stand man fest zueinander. Aber was für ein kleines Teufelchen hatte diese mustergültige Familie nur hervorgebracht!

Sophie, ja. Sie war nicht nur umwerfend schön, sondern leider auch sehr launenhaft, mit einem harten Schädel noch dazu. Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das zog sie durch, auf Biegen und Brechen. Da gab es keine Widerrede und kein Pardon. Die Jahre mit ihr waren eine einzige Zerreißprobe. Doch sie brauchte nur ihr unnachahmliches Lächeln aufzusetzen, und schon war sein Ärger verraucht. Und erst ihre Fabulierlust! Die lächerlichsten Mißgeschicke des Alltags erhielten in ihrer Darstellung das Gewicht antiker Tragödien. Sie wußte natürlich, daß dies eine ihrer stärksten Waffen war und setzte sie auch ganz gezielt ein. Mit flinker, spitzer Zunge schlug sie um sich, ihr Geist sprühte Funken, die Augen blitzten, die Wangen glühten, alles bog sich vor Lachen. Mimik und Gestik überboten, was sich mit Worten nicht mehr überbieten ließ, und die Män-

nerherzen zerbrachen eines nach dem anderen. Xaver entgingen die schmachthenden Blicke keineswegs. Sie tat, als bemerke sie nichts. Drehte den Leuten das Wort im Mund um, trieb sie mit schlagfertigen Argumenten in die Ecke, und lachte, lachte und lachte. Ja, manchmal hatte er schon das Gefühl, es bereite ihr diebisches Vergnügen, ihn zu quälen. Hatte sich nicht bereits eine frivole Note in ihr Lachen geschlichen?

Xaver hebt lauschend den Kopf und läßt ihn gleich darauf wieder sinken. Das Lachen kommt aus dem Wohnzimmer. Dort wiederholt der alte Hausarzt nun schon zum zehnten Mal: Unfortunately I cannot understand you!

Wie eng lagen Himmel und Hölle beinander! Der Anstand gebot Distanz, die Begierde Besitz. Und immer gab es einen Sittenwächter, der darauf achtete, daß das junge Fräulein nicht vor dem Ehestand die Ehre verlor. Nur andeutungsweise begegneten sich in heimlichen Ecken Hände und Lippen. Xaver schwebte trotzdem auf Wolken, zehrte Tage und Wochen von den kleinen Häppchen ihrer Gunst.

Ans Heiraten war nicht zu denken, zumindest vorläufig nicht. Sein mickriges Salär hätte ja nicht einmal für die Eheringe gereicht, geschweige denn für die Kautions. Offiziere, die in den Ehestand zu treten beabsichtigten, hatten nämlich eine hohe Geldsumme zu hinterlegen, die gewährleisten sollte, daß sie einmal ein ihrem gesellschaftlichen Stand gemäßes Leben führen würden. Und war Sophie überhaupt bereit, sich mit dem Schicksal einer ewigen Soldatenbraut abzufinden? Heute diese Garnison, morgen jene ...

Kommt Zeit, kommt Rat, sagte sie, wenn sie von der Zukunft sprachen, und fuhr fort, in aller Unschuld seine Eifersucht zu schüren. Während er seinen Leib auf endlosen Manövern marterte, schien sie das Leben in vollen Zügen zu genießen. Sie schrieb ihm von Tanzabenden, Kaffeehäusern, Bekanntschaften und tollen Festen. An seinen wenigen freien Wochenenden redete sie sich meist auf familiäre Verpflichtungen oder Prüfungsvorbereitungen aus. Nein, er hielt es nicht mehr aus, er mußte Schluß machen, endgültig Schluß.

Er begann sich verleugnen zu lassen, stürzte sich Hals über Kopf in die Arbeit. Er hatte weiß Gott genug zu tun!

Wer in den Generalstab kommen wollte, der mußte erst zeigen, was in ihm steckte. Die Aufnahmeprüfung in die höheren Offizierskurse war eine Hürde, die nur wenige schafften. Da gab es einerseits die endlosen Waffenübungen, andererseits theoretische Fächer. Nächtelang brütete er, oft am Verzweifeln, über militärischen Fachbüchern. Wozu das alles? fragte er sich. Aus der erhofften Fliegerei schien ohnehin nichts zu werden. Schon mehrmals war er wegen eines kleinen Augenfehlers abgewiesen worden. Eignete er sich überhaupt für den Offiziersberuf? Je länger er darüber nachdachte, um so größer wurden seine Bedenken. Wie kann ein Freund der Natur an deren Zerstörung mitwirken? Ein Sanftmütiger Befehle erteilen? Ein Friedliebender Menschen ins Feuer schicken?

Es war Sophie, die dieses Dilemma beendete. Sie beschwor ihn, nicht aufzugeben, sprach erstmals konkret von einer gemeinsamen Zukunft. Mehr brauchte es nicht. Mit neuem Eifer kniete er sich in die trockene Materie.

Sie waren nun also richtig verlobt und machten Pläne. Sophie würde sich erst einmal auf die Reifeprüfung konzentrieren, dann würde sie weitersehen. Auf jeden Fall wollte sie so schnell wie möglich Geld verdienen, um mit dem Segen von Kirche und Staat heiraten zu können. Diese Aussicht versöhnte Xaver sogar mit der ihm zutiefst widerstrebenden Vorstellung von einer berufstätigen Ehefrau. Wenigstens sprach sie nicht mehr davon, ins Ausland zu gehen. Aber die Angst vor ihrer Selbstständigkeit blieb, eine Urangst, die bis in seine frühe Kindheit zurückreichte. Er sehnte sich über alle Maßen nach Geborgenheit.

Er hatte dieses Gefühl nie gekannt, weder zuhause, noch im Schoß der großen Soldatenfamilie. Kameradschaft hin oder her, man blieb ja doch eine Maschine, die auf Knopfdruck zu funktionieren hatte. Erst Sophie hatte aus dieser Maschine einen Menschen gemacht.

Liebe, jawohl. Wie leicht kam ihm dieses große Wort auf einmal über die Lippen. Und nicht nur dieses, aber da er kein Poet war, fielen ihm stets nur sentimentale Gemeinplätze ein, für die er sich früher geschämt hatte. Die Liebe war es, nicht der Ehrgeiz, und nicht die Kriegslust, die ihn

antrieb, ihn alles ertragen und über sich hinauswachsen ließ. Er mußte nur lernen, aus seinem starren militärischen Denken auszubrechen, einsehen, daß eine Frau kein Rekrut ist, dem man zeigt, wo es langgeht. Und wenn Sophie kein Hausmütterchen sein wollte, dann mußte er das akzeptieren. Sollte sie also ihren Willen haben, solange sie ihn nicht aus ihrem Herzen verstieß.

Hast du das alles vergessen, Sophie? Hast du vergessen, was ich dir schwor? Es hat sich nichts geändert, Sophie, glaub mir. Ich habe immer nur dich geliebt, immer nur dich ...

Mein Liebster, mein Bester, mein Einziger! Du hast mich nicht vor den Kopf gestoßen, wenn Du DAS meinst. Ich sehe doch ein, daß Du nicht anders kannst, als es von mir zu erwarten. Du bezeichnest mich als Egoistin. Wenn das so ist, dann steht hier Egoismus gegen Egoismus, denn auch ich kann nicht anders. Vielleicht bin ich einfach nur feig und verdiene Deine Verachtung. Aber ich bin sicher, daß Du mich genauso verstehst, wie ich Dich. Ja, ich habe Angst vor der Zukunft, Angst vor irgendwelchen Folgen. Sei ehrlich, hast Du nicht die Möglichkeit erwogen, daß ein Verhältnis Folgen haben kann? Und was dann? Das Leben, das Du mit mir zu führen gedenkst, ist eine unsichere, haltlose Sache. Warum soll man sich darauf einlassen? An Heirat denkst Du ja vorläufig nicht.

Was ich seit Mittwoch durchgemacht habe! Ich habe Dir meine Antwort gegeben, auch auf die Gefahr hin, daß Du Dich von mir abkehrst. Doch ich baue auf Dein Verständnis und Deine Liebe. Unser gemeinsamer Weg ist vorgezeichnet, ich sehe ihn klar und deutlich vor mir. Aber noch bin ich nicht soweit, ihn auch zu betreten. Ich habe das Gefühl, daß ich noch viel zu lernen habe und mir das Glück erst verdienen muß. Du bist ein fertiger Mensch, hast eine harte Schule hinter Dir. Kannst Du Dich nicht noch ein wenig gedulden?

So schrieb sie ihm. Und doch ist sie die Seine geworden, lang vor der Zeit, ist eines Tages einfach mit ihm mitgegangen. Lutz hat diskret das Kasernenkämmerchen geräumt, das er sich mit Xaver teilte, und ihnen am nächsten Morgen ein Frühstück durch das kleine Türfenster serviert. So sollte es fortan bleiben, Wochenende für Wochenende. Xaver war – wo sonst? – im siebten Himmel.

Ans Briefschreiben mußte er sich erst gewöhnen. Er war kein Freund vieler Worte, noch dazu solcher, die das Innerste seiner Seele offenlegten. Worte sorgten doch nur für Mißverständnisse, sie legten eine falsche Spur, so wie es allzu grelle Schminke tat. Sie waren ein Versprechen, das nicht hielt. Rissen nur etwas auf, gaukelten etwas vor, platzten wie Seifenblasen, wenn man sich leibhaftig gegenüberstand. Bockige Pferde, die den Gedanken schon beim ersten Hindernis abwerfen. Armselige Lückenbüßer ... So saß er stets vor dem leeren Blatt, und alles in ihm weigerte sich, seine Gefühle in Worte zu kleiden. Wenn er ihr jetzt in die Augen schauen könnte, der Liebsten, dann bräuchten sie gar keine Worte, weder die geschriebenen, noch die gesprochenen ...

Es half alles nichts, er mußte sich in Geduld üben, sich bescheiden mit den kurzen Augenblicken des Wiedersehens, die ihm vergönnt waren. Wie kleine Eilande ragten sie aus dem Meer des Wartens. So wurden seine beinahe täglichen Briefe zur Gewohnheit, die Kuverts fein säuberlich beschriftet mit der Adresse: An das Hochwohlgeborene Fräulein ...

Immer wieder dieser Tag: Wie er Abschied genommen hat vom Junggesellendasein, wie sie ihn gefeiert haben, als hätte er einen Sieg errungen. Die ganze Besatzung des Luftwaffenstützpunktes von N. war auf den Beinen. Marschmusik, Ansprachen, Grußadressen, die Maschine mit Tannengirlanden bekränzt, und er in seiner weißen Paradeuniform auf dem roten Teppich. Sie meinten es viel zu gut mit ihm, die Kameraden! Die salbungsvollen Worte wollten kein Ende nehmen. Er aber dachte nur an die heranrückende Gewitterfront, die den Start in letzter Minute verzögern könnte. Er bereute schon, nicht auf Sophie gehört zu haben, die ihm geraten hatte, mit dem Zug zu fahren. Jetzt war es zu spät, um noch umzudisponieren. Seine brave JU brummte ungeduldig, während er salutierend das Spalier der Kameraden abschritt. Endlich war es soweit. Zwei Offiziere halfen ihm beim Wechseln der Uniform, dann schwang er sich in die Kanzel. Während er die Motoren anließ, wurde schnell der

Tannenschmuck entfernt. Ein letzter Salut, ein letzter Blick auf die Instrumente, dann löste er die Bremse.

Erinnerungen, die sich in Phantasien verlieren. Auf eine dunkle Mauer fliegt er zu, aus der sich vertraute Konturen schälen: Zacken, spitz wie Kirchtürme, eine ganze Armee von Kirchtürmen. Dem Flieger setzt das Herz aus, oder ist es der Motor – schon längst kann er das eine vom anderen nicht mehr unterscheiden. Gleich darauf meldet es sich mit doppelter Frequenz zurück: Die Berge!

Nein, da gibt es kein Halten mehr. Ein energischer Tritt ins Seitensteuer, und schon liegt er schräg, setzt die rechte Tragfläche wie eine Zirkelspitze in einen gedachten Punkt über der Erde ein, zieht mit der linken einen steilen Bogen aufwärts und macht einen Schwenk nach Süden. Sei mir nicht böse, Liebste, aber das kann ich mir nicht entgehen lassen. Auf die paar Minuten kommt es jetzt auch nicht mehr an ...

Und während er auf die dunkle Wand im Süden zufliegt, während diese sich, größer und größer werdend, in ein Labyrinth aus Schluchten und Felswänden verwandelt, blättert er eifrig im Buch seines Lebens.

Was für ein armseliger Wurm war er doch dort unten, ausgeliefert den Schikanen der Vorgesetzten, das Folterleben des Offiziersanwärters vor sich. Blasen an den Füßen, die Hände voller Schwielen, von den Blessuren der Seele nicht zu reden. Ob er sich die militärische Laufbahn jemals so schlimm vorgestellt hat? Den Drill, die Hackordnung, die Manöverstrapazen, den Prüfungsstreß, die Demütigungen, die zermürbenden Exerzierrituale, die Monotonie des Kasernenlebens, den bis zur Idiotie geregelten Alltag, die graue Theorie, die Vorbereitung für den Ernstfall. Wie oft hat er das alles zum Teufel gewünscht! Warum konnte er nicht einen normalen Beruf erlernen, so wie alle anderen?

Eigentlich hätte er für sein Leben gern Medizin studiert. Auf diesem Gebiet besaß er bereits gründliche Vorkenntnisse, weil er und seine Geschwister schon früh angefangen hatten, einander zu verarzten, um dem Zorn der Stiefmutter zu entgehen. Sie tat nämlich immer so, als hätten sich die Kinder mit Absicht verletzt. Die veterinärmedizinische

Fachliteratur des Vaters diente dabei als Ratgeber. Die Selbstbehandlungen hatten oft fatale Folgen – eitrige Infektionen, Blutvergiftungen und dergleichen.

Da schon ein Bruder studierte, war an ein Studium nicht zu denken. Die einzige Möglichkeit, von zuhause wegzukommen, war das ungeliebte Militär. Aber nichts konnte so schlimm sein wie die Tyrannei der Stiefmutter. Was war sie nur für eine Frau! Bei jeder Gelegenheit sauste der Stock aufs bloße Hinterteil. Ein unbedacht ausgesprochenes Dialektwort genügte, und schon hieß es: Du Tölpel du, dir werd ichs zeigen! Und wehe, du beklagst dich beim Vater! ... Ihr Gekeife verfolgte Xaver bis in den Schlaf.

Und natürlich der Hunger. Er war ein ewiger Begleiter. Die Portionen auf dem Teller – ein Hohn. Das lag nicht nur am Geiz der Ernährerin, es gab einfach nichts zu essen damals. Jeder behalf sich, wie er konnte. Die Stiefmutter war äußerst erfindungsreich, sie machte aus der Wohnung einen Ziegenstall, in dem sie auch Hühner hielt. Den Gestank hat Xaver heute noch in der Nase. Das Futter mußten sie, die Kinder, von fremden Wiesen stehlen. Manchmal wurden sie dabei erwischt, dann gab es von den Bauern Anzeigen und von der Stiefmutter Prügel. Im günstigsten Fall wurden sie in die finstere Besenkammer verbannt, die sie erst wieder verlassen durften, wenn sie auf Knien um Verzeihung gebeten hatten.

Xaver konnte sich kaum mehr an seine richtige Mutter erinnern. Er war sechs, als sie starb. Bald darauf tauchte die temperamentvolle Südländerin an Vaters Seite auf. Schön war sie ja, das mußte man ihr lassen, damit hatte sie wohl auch den Vater eingefangen, aber leider betraf das nur ihr Äußeres. Wie sie ihn und die Kinder behandelte, war nämlich alles andere als schön. Eine ihrer ersten Taten war der Hinauswurf des Kindermädchens, an dem sie alle sehr hingen. Offensichtlich wollte sie so ihre sadistischen Neigungen ausleben. Xaver konnte sich nicht erinnern, jemals ein gutes Wort von ihr vernommen zu haben. Spott und Demütigung waren an der Tagesordnung. Mitleid hatte sie nur mit ihrer eigenen Verwandtschaft. Die bedachte sie regelmäßig mit Lebensmittelpaketen, lauter guten Sachen,

von denen er und seine Geschwister nur träumen konnten.

Auch der Vater hatte nichts zu lachen. Überall redete sie ihm drein, selbst in Dingen, von denen sie nichts verstand. Am meisten ärgerte sie, daß er das Vieh der Bauern oft umsonst behandelte. Wie soll man da auf einen grünen Zweig kommen, schimpfte sie, wenn du dir immer nur Speck und Eier schenken läßt, dieses Pack jammert doch bloß, weil es genau weiß, daß es bei dir damit was heraus schlagen kann! Es war ein jämmerlicher Anblick, den Vater klein beigegeben zu sehen. Mit gesenkten Augen und leiser Stimme bat er die Bauern, ihre guten Sachen wieder einzupacken und ihm stattdessen Bargeld zu geben.

Nein, auch er hatte keine Chance gegen diese Frau. Er wich ihr aus, wo er konnte, begann seinen Ärger im Alkohol zu ertränken. Das Wirtshaus, der Stammtisch, wurde sein zweites Zuhause. Kam er dann im entsprechenden Zustand heim, setzte ein ohrenbetäubendes Gezeter ein, das sich bis zu hysterischen Anfällen steigern konnte. Unter Selbstmorddrohungen schloß sie sich im Zimmer ein, man mußte das Schlimmste befürchten.

Erst sehr viel später wurde Xaver das Ausmaß des Terrors bewußt. Schuldlos fühlte er sich schuldig, ein Versager auf der ganzen Linie. Er tröstete sich mit dem Sammeln von Insekten, Pflanzen und Steinen aller Art, träumte davon, den Amazonas zu erkunden und einmal ein berühmter Forscher zu werden. Darwin war sein großes Vorbild. Mit der Zeit wurde aus den harmlosen Studien in der freien Natur ein beinhartes Überlebenstraining. Er lernte mit einem Bumerang umzugehen, Fische mit der Hand zu fangen, Spuren zu lesen und sich im Gelände zu orientieren. Schließlich überredete er einen Freund, mit ihm abzuhausen.

Es war der typische Bubentraum jener Zeit. Als blinde Passagiere wollten sie sich auf ein Schiff nach New York stehlen, dort als Tellerwäscher arbeiten, um ihre ehrgeizigen Expeditionspläne dann finanzieren zu können. Das Unternehmen scheiterte, noch bevor sie überhaupt einen Schritt vors Haus gesetzt hatten. Sie hatten ja nicht einmal ein Paar ordentlicher Schuhe!

Geld, das war leider etwas, das immer nur andere Leute besaßen. Doch Xaver ließ den Kopf nicht hängen, sondern verlegte sich wieder aufs Studium der heimischen Tier- und Pflanzenwelt. Lag das Glück nicht vor der Haustür? Und ob! In der unberührten Flußwildnis hinter der Stadt, dort, wo heute grasbewachsene Dämme dafür sorgen, daß sich die Flüsse in geordneten Bahnen bewegen, wo der Himmel durch schütteres Astwerk bricht wie durch einen morschen Bretterboden. Dort, in den verborgenen Sümpfen der Flußauen fand er, was er suchte. Dort verwahrte er seine verletzte Seele und begann von den Dingen zu träumen, die damals in aller Munde waren – er träumte von Heldentaten, Siegen und einem großen, einigen Reich.

Land der Kindheit, so sagenhaft wie das Paradies! Wann genau wurde ihm eigentlich bewußt, in was für eine Welt er da hineinwuchs? Wer weiß das schon nach so langer Zeit. Soviel aber war gewiß: Da war kein Krieg mehr, aber auch kein Friede. Was lag da in der Luft, wogte durch die Köpfe, sorgte für schlaflose Nächte? War es wirklich nur die nackte Not? Die Zeitungen schäumten vor Empörung über die Raubzüge der Siegermächte, über Zollschranken, Verlust von Hoheitsrechten, blindwütige Zerschlagung der Industrie, Geldentwertung. Aus ein paar Hellern wurden über Nacht Tausende von Kronen, die Leute mußten für ein Stück Speck immer dickere Geldbündel hinlegen. In den Straßen rotteten sich frierende, hungrige Gestalten zusammen, sie schrien immer dasselbe: Gebt uns Brot! Gebt uns Arbeit! Und die Stiefmutter schrie: Was, studieren will der Parasit? Was glaubt er denn, wo das Geld herkommen soll? Noch so ein Obergescheiter in der Familie, da mache ich nicht mehr mit!

Und warum nicht wenigstens die Höhere Forstschule? warf der Vater zaghaft ein, der in dem Umgang mit der Natur eine schöne Fortführung seines eigenen Berufes erkannte. Das dauert nicht so lange und entspricht auch seinen Neigungen ...

Neigungen? Daß ich nicht lache! Schick ihn doch zum Militär. Dort treiben sie ihm wenigstens alle Flausen aus! Du hast doch einen Verwandten dort, der soll sich für ihn einsetzen!

MARION JERSCHOWA, geb. in Wien, Slawistin und Übersetzerin. Lebte über zehn Jahre in Moskau. Schreibt Romane, Erzählungen, Theaterstücke und Lyrik. Zu ihren wichtigsten Werken zählen Honigland Bitterland, Wind aus Ost, Luftschlösser und Eispaläste, Das Emukleid (alle im Styria-Verlag). Mitarbeit im ORF sowie Vermittlung kultureller Ost-West-Kontakte. 1994 erhielt sie den Kulturpreis der Stadt Linz.

publication PN°1
Bibliothek der Provinz

Verlag für Literatur, Kunst und Musikalien